

JAMES A. MITCHELL

**DAS WALROSS
UND DIE ELEFANTEN**
JOHN LENNONS
REVOLUTIONÄRE
JAHRE

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT
VON RONALD GUTBERLET

EDITION NAUTILUS

DIE ANKUNFT DES HIPPIE-MESSIAS

»Wir sind hierher gekommen ... nicht nur, um John zu unterstützen und was hier geschieht, ins Rampenlicht zu setzen ... sondern auch, um euch allen zu zeigen und mitzuteilen, dass Apathie keine Alternative ist und dass wir etwas tun können.«

John Lennon (Ann Arbor, Michigan, Dezember 1971)

Im Dezember 1971 stand John Lennon auf der Bühne, um mit seiner Musik und einer Ansprache den linken Bürgerrechtler John Sinclair zu unterstützen, der wegen des Besitzes von zwei Marihuana-Joints zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Sinclair befand sich bereits mehr als zwei Jahre in Haft, als Lennon sich für ihn einsetzte.

Zwei Tage, nachdem Lennon »Let him be, set him free« gesungen hatte, kassierte das Berufungsgericht des Bundesstaats das Urteil, und Sinclair wurde aus dem Gefängnis entlassen.

Amerika brauchte nach jahrelangen politischen Turbulenzen eine neue Art von Leitfigur. Lennon, der gerade zum Ex-Beatle geworden war, galt als einer der berühmtesten und einflussreichsten Menschen auf dem Planeten. Wenn er imstande war, einen Mann aus dem Gefängnis zu befreien, wer weiß, was er sonst noch alles bewirken konnte.

Der Staat, der sich massiv bemühte, seine Feinde zum Schweigen zu bringen, stellte sich dieselbe Frage. Die zuständigen Behörden glaubten, Lennon könne seinen beträchtlichen Einfluss dazu nutzen, die bevorstehende Präsidentschaftswahl »ins Wanken zu bringen«, wie sie es ausdrückten. Für den einen oder anderen wäre es sicherlich besser gewesen, man hätte ihn auf direktem Weg nach England zurückgeschickt. Und genau das versuchte die Nixon-Administration mit legalen und weniger legalen Mitteln.

»Flower Power hat also nicht funktioniert«, sagte Lennon an diesem Abend auf der Bühne. »Und wenn schon. Dann fangen wir halt noch mal von vorn an.«

* * *

Im Sommer des Jahres 1971 fühlte sich John Lennon in New York wie ein Neuankömmling. Er war natürlich auch vorher schon in der Stadt gewesen, aber das waren kurze Stippvisiten während hektischer Beatles-Tourneen gewesen, und er hatte Manhattan nur durch die Fenster der Limousinen und Hotels wahrgenommen. Lennon wollte ein auffälliges Leben führen, ausgerechnet in der Stadt, wo er sieben Jahre zuvor die »britische Invasion« eingeleitet hatte, mit der die englische Rockmusik und alles, was damit zusammenhing, nach Amerika kam. Damals genügte es, eine elektrische Gitarre in die Hand zu nehmen, süffisant zu grinsen und »yeah, yeah, yeah« zu singen, um Aufsehen zu erregen.

Dieses Mal jedoch übertönte kein Teenager-Gekreische die Musik, keine Mädchenmassen reckten die Hälse, um einen Blick auf einen der Beatles zu erhaschen. Die Sechziger, das Jahrzehnt des Krieges und der Anschläge, der Hippiebewegung und Bürgerrechtsproteste, waren vorbei. Und Lennon gehörte nicht mehr zu den »Fab Four«, was er oft genug betonte.

»Tried to shake our image just a cycling through the Village«, («Wir wollten unser Image loswerden und fuhren mit dem Fahrrad durch Greenwich Village») schrieb Lennon in dem Song »New York City«, der wie viele andere neue Stücke von seiner neuen Heimatstadt inspiriert worden war. Zuerst hatte er mit seiner Frau Yoko Ono im St. Regis Hotel in Midtown gewohnt, bevor sie im Herbst in die Bank Street 105 im westlichen Teil von Greenwich Village einzogen. In dieser Wohnung hatte zuvor Joe Butler, der Schlagzeuger von Lovin' Spoonful, gelebt.¹ Die heruntergekommene Umgebung passte zu Lennons Haltung: Es herrschte eine bunt gemischte, freiheitliche Geisteshaltung, hier trafen Musik, radikale politische Ansichten und Kunst aufeinander, hier wurde auf offener Straße Marihuana geraucht. Diese Atmosphäre passte hervorragend zur Stimmung, die von den Beatles in »Sgt. Pepper« beschworen worden war.

Die Wohnung war für New Yorker Verhältnisse relativ bescheiden. Sie bestand aus zwei Zimmern, die eher funktional als geräumig waren. Zwischen diesem Apartment und dem Anwesen im englischen Tittenhurst, das Lennon verlassen hatte, befanden sich Welten. Es war noch nicht lange her, dass sich einige Musikkritiker über den Promotion-Film für *Imagine* lustig gemacht hatten («*imagine no possessions*«).

Lennon war inzwischen peinlich berührt von seinem Reichtum, der wie vieles andere auch eine Folge der Beatlemania war. Den Autoren Peter McCabe und Robert Schonfield, die in jenem Sommer für ihr Buch *Apple to the Core* über das Ende der Beatles recherchierten, sagte er: »Ich kann doch nicht mehr auf Tournee gehen und noch mehr Geld verdienen. Was soll ich denn damit? Ich hab wirklich genug zu essen.«²

Das war nicht nur so dahingesagt. Kurz zuvor hatte er mit Hendrik Hertzberg vom *New Yorker*³ über den Text von *Imagine* diskutiert: »Ich fragte mich, ob ich dieses riesige Haus, das wir uns in England gebaut haben, überhaupt haben wollte. Ich will mich nicht mit dem Besitz von großen Häusern und großen Autos belasten. Es lähmt mich total, wenn ich bloß darüber nachdenke, wie viel Zeug mir in England gehört. Die vielen Bücher und das alles. Ganze Wände voller Bücher, die ich gesammelt habe.« Nach Lennons Ansicht gehörten diese Bücher woanders hin, in Bibliotheken oder Gefängnisse, genau wie der größte Teil seines sonstigen Eigentums.

Lennon versuchte, sich von den Schlingen des Reichtums und des Ruhms zu befreien, und genauso strebte er danach, Teil von etwas zu werden, das größer war als er selbst und sogar größer als die Beatles, falls das überhaupt vorstellbar war. Die explosive politische und kulturelle Situation, die gesellschaftlichen Konflikte, die in Amerika ausgebrochen waren, weckten sein Interesse. Anfang 1971 hatte er dem Musikmagazin *Rolling Stone* und der von Tariq Ali verlegten britischen Untergrundzeitung *Red Mole* Interviews gegeben. Darin erklärte er, er »schäme« sich, dass er nicht aktiver an der Antikriegs- und Bürgerrechtsbewegung teilgenommen habe. Er fühlte sich schon lange zerrieben zwischen dem kommerziellen Geist der frühen Beatles-Erfolge und seinem Bedürfnis, erwachsenere Themen in die Songs zu mogeln. Zuerst »versuchten alle, uns zu benutzen«, später »verwandelten wir uns in ein Trojanisches Pferd«, erklärte er.⁴

Er war vorsichtig geworden und hielt sich aus gutem Grund zurück, nachdem die Medien sich bei mehr als nur einer Gelegenheit auf ihn gestürzt hatten. Es hatte legendäre Skandale gegeben, darunter seine aus dem Zusammenhang gerissene und völlig übertrieben dargestellte Feststellung, dass die Jugend in Großbritannien kein Interesse mehr an der Kirche habe und die Beatles inzwischen bekannter seien als Jesus. Ali gegenüber erwähnte er auch, dass Beatles-Manager Brian Epstein die Jungs gebeten hatte, sich nicht zu dem großen Thema zu äußern, das in Amerika ganz oben auf der Tagesordnung stand.

»Epstein schwadronierte ständig darüber, dass wir bloß nichts über Vietnam sagen sollten«, erklärte Lennon. »George und ich sagten daraufhin: ›Pass auf, wenn sie uns das nächste Mal fragen, werden wir sagen, dass wir den Krieg nicht mögen und der Ansicht sind, dass sie da rausgehen sollen.‹ Das war eine ziemlich radikale Position, auch für die ›Fab Four.‹«

Zu diesem Zeitpunkt gab es innerhalb der Gruppe verschiedene Ansichten darüber, ob die Beatles in erster Linie Künstler oder Anführer einer Bewegung sein sollten. Bevor er England verließ, hatte Lennon einen Briefwechsel mit Paul und Linda McCartney, in dem es um bestimmte Aussagen bezüglich des Vermächtnisses der Gruppe ging. »Glaubst du wirklich, der größte Teil der aktuellen Kunst verdanke seine Entstehung den Beatles?«, fragte Lennon. »Ich schäme mich nicht für die Beatles – (ich habe das alles in Gang gebracht).«⁵

Er versuchte auch, ihre Erfolge zu relativieren: »Hatten wir nicht immer gesagt, dass wir ein Teil der Bewegung sind – nicht alles? Natürlich haben wir die Welt verändert – aber wenn man damit anfängt, muss man auch bis zum Ende gehen – KOMM RUNTER VON DEINER GOLDENEN SCHALLPLATTE UND FLIEG LOS!«

Lennon und McCartney wurde klar, dass man von ihnen als Gruppe mehr Engagement erwartete. Der Herausgeber von *Red Mole*, Tariq Ali, ein in Indien geborener und in Großbritannien aufgewachsener Journalist und bedeutendes Sprachrohr der Gegenkultur, hatte dazu geschrieben, dass Künstler von der Größe eines John Lennon die Pflicht hätten, mehr zu tun als gelegentlich ein Peace-Zeichen zu machen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Lennon sich allerdings noch nicht ganz mit seiner Rolle als Revolutionär angefreundet.

»Was das betraf, war er sehr bescheiden«, erinnerte sich Ali. »Er sagte zu mir: ›Sind Sie sicher, dass Sie ein Interview mit mir machen wollen? Ihre Zeitschrift ist doch ziemlich intellektuell.«

Zwei Tage lang diskutierten sie über Vietnam, Politik, Aktivismus und die Herausforderungen, vor denen die junge Generation nach den 60er Jahren stand.

»Es war so was wie Lennons Rede zur Lage der Nation«, so Ali. »Und so wurde es damals von der Welt auch aufgenommen.«

Lennon wollte dazugehören, und er war einer der Ersten, die zugaben, dass die Jugendkultur in den Sechzigern vielleicht zu lässig an die großen Themen herangegangen war.

»Der LSD-Traum ist vorbei«, sagte er. »Das möchte ich ihnen gern klarmachen.« Als Musiker konnte er Songs anbieten, die Menschen zusammenbrachten, so wie die Hymne des Jahres 1969 *Give Peace a Chance*, die während seiner öffentlichen Flitterwochen im Bett mit Yoko Ono vor den Kameraaugen der Welt geschrieben und aufgenommen worden war. Er stellte sich vor, dass dieses Lied »in Kneipen oder auf Demonstrationen« gesungen würde. 1971 ging er mit *Power to the People* noch einen Schritt weiter und erklärte Ali, dass seine Pläne für die Zeit nach den Beatles eine aktivere Rolle in der Bewegung vorsahen: »Ich würde gern Lieder für die Revolution komponieren ... Ich hoffe nur, dass sie merken, dass Rock and Roll nicht das Gleiche ist wie Coca-Cola. Deshalb bringe ich jetzt ernsthaftere Aussagen mit rein und versuche, das Teeny-Bopper-Image loszuwerden.«⁶

In Amerika angekommen, war Lennon bereit, das zu tun, was er vorher gepredigt hatte. *Get on your feet and into the street*, heißt es in seinem Song »Power to the People«. Und der Gedanke, dass er mehr oder weniger unbehelligt in Manhattan herumspazieren konnte wie jeder andere auch, gefiel ihm. Die Stadt pulsierte, Greenwich Village war das Herz der Bewegung. Das konnte er in den Kellerlokalen am St. Marks Place spüren, in den Bars an der Bleecker Street und im Washington Square Park, in dessen Zentrum eine Fontäne Musiker anzog, die sich hier mehr oder weniger talentiert, aber immer mit großer Hingabe präsentierten. John und Yoko mischten sich unter die Menschen, die Spaß daran hatten, Musik zu hören, die ohne kommerzielle Hintergedanken gespielt wurde und es kaum in die Hitparade schaffen würde.

Up come a man with a guitar in his hand singing, »Have a marijuana if you can«. David Peel und seine Lower East Side Band traten regelmäßig im Park auf und wurden später in Lennons *New York City* verewigt. Sie sangen und spielten einfach nur aus Spaß und waren zufrieden, wenn das Publikum ihnen ein paar Münzen in die Gitarrenkoffer warf. Marihuana war ein häufig wiederkehrendes Thema in Peels durchaus ernsthaften Songs über das Leben auf der Straße und das Dasein als Hippie in der Stadt.

Trotz Peels eher schlichten musikalischen Fähigkeiten war Lennon von der Musik beeindruckt. Er sang für und über die Leute, die sein Publikum waren. Für jemanden wie John Lennon hörte sich das alles intimer und bedeutsamer an, als alle mit kommerziellem Kalkül entstandene Popmusik. Man musste keinen großen Erfolg haben, um im Village als cool zu gelten.

Why do we have to pay to see stars?, fragte Peel sein Publikum. Aus der Perspektive eines Musikers, der ums Überleben kämpft, war das natürlich eine eher rhetorische Frage.⁷

»Wahrscheinlich meint er mich«, soll Lennon dazu bemerkt haben. Sein Status als Popstar machte ihm genauso zu schaffen wie das Ansehen, dass er innerhalb der linken Bewegung genoss.

* * *

Im Washington Square Park traf Lennon zum ersten Mal Jerry Rubin, der mit Peel befreundet war und zu den »Chicago Seven« gehörte. Diese Aktivistengruppe war drei Jahre zuvor angeklagt worden, anlässlich des Parteitags der Demokraten im Jahr 1968 einen Aufruhr angezettelt zu haben.

Was seine Ankunft in New York betraf, erklärte Lennon: »Die ersten Menschen, die sich mit mir in Verbindung setzten, waren Jerry Rubin und Abbie Hoffman. So einfach war das.«⁸

Anscheinend hatten die Leitfiguren der radikalen Linken seine Ankunft regelrecht ersehnt. Es sei »Liebe auf den ersten Blick« gewesen, erklärte Rubin. »Gute Stimmung« hätte bei ihrem ersten Treffen von Anfang an geherrscht. Rubin war überzeugt davon, dass Lennon seine Ideen teilte. »Die Yippies hatten die politische Taktik der Beatles übernommen, Musik und Leben miteinander zu verbinden.«

Die Yippies – die Abkürzung für Youth International Party – waren eine informelle Gruppierung von Antikriegs- und Bürgerrechtsaktivisten, die von Rubin und Hoffman angeführt wurde. In Chicago hatten sie sich mit Rennie Davies und Tom Hayden, zwei Führern der Neuen Linken, zusammengetan. Wegen ihrer Aktionen 1968 in Chicago waren sie in einigen Kreisen berühmt, in anderen berüchtigt. Unter den Personen, die vor Gericht zugunsten der Angeklagten aussagten, befanden sich Judy Collins, Arlo Guthrie, Norman Mailer, Timothy Leary, Reverend Jesse Jackson und andere. Dennoch wurde die Verhandlung im Jahr 1970 vor allem als ein Medienrummel angesehen, der von Gags, die sie beim Absurden Theater abgesehen hatten, dominiert wurde. Einmal erschienen sie in Richterroben vor Gericht. Als sie aufgefordert wurden, sie auszuziehen, kamen darunter Uniformen des Chicago Police Department zum Vorschein. Die sieben Angeklagten wurden schuldig gesprochen, einen Aufstand provoziert zu haben, und zu einer zweijährigen Haftstrafe verurteilt. Das Urteil wurde zwar ausgesetzt und zwei Jahre später aufgehoben, hing zunächst aber wie ein Damoklesschwert über ihren Köpfen.

Die Chicago Seven – Rubin, Hoffman, Davis, Dave Dellinger, Hayden, John Froines und Lee Weiner – hatten nach dem Prozess verschiedene Wege eingeschlagen. Einige waren zu Führern der Antikriegsbewegung geworden, andere zu Medienpromis. Im Jahr 1971 befand sich Hoffmans und Rubins Ansehen im Sinkflug: Auf ABC News wurden sie als »Groucho-Marxisten« bezeichnet, die man nicht ernst nehmen konnte. Ihre Kampagne zur Wahl eines Schweins zum Präsidenten der Vereinigten Staaten (Pigassus der Unsterbliche) wurde als billiger Straßentheater-Gag abgetan. Auch Aktionen wie das Herunterwerfen von Dollarscheinen von der Galerie des New York Stock Exchange auf die Börsianer brachten kaum noch jemanden zum Lachen. Laut Davis gab es zu diesem Zeitpunkt eine Spaltung der Linken, weil die Nützlichkeit der Aktionen von Hoffman und Rubin zunehmend angezweifelt wurde. Angesichts der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen, bei denen Nixon abgewählt werden sollte, war eine neue Führerfigur notwendig, um die Kräfte zu bündeln.

Vielleicht war es ja nur das Ende eines schwierigen Jahrzehnts, aber es sah so aus, als wäre der rebellische Geist der Nation gebrochen.

Viele Aktivisten machten weiter, aber auf lokalem Gebiet – eher an Universitäten oder in Gemeinden und weniger auf der internationalen Tribüne der Antikriegsbewegung. Das *Time*-Magazin fragte sich schon, ob die befürchteten Studentenproteste sich als Blindgänger erweisen würden. »Irgendwas ist in der amerikanischen Gesellschaft passiert – oder eben nicht passiert«, hieß es in einem Essay im Februar, der den Titel »Amerika kühlt sich ab« trug: »Mitten im Winter des Jahres 1971, nach Monaten der Rezession und einem Jahrzehnt des Kriegs und der Gewalt im Innern, hat sich eine seltsame Stille wie eine dichte Schneedecke im ganzen Land ausgebreitet.«

»Es war so viel Energie erzeugt worden im Kampf gegen den Krieg«, sagte Davis, ein Aktivist aus Michigan, der seinen rebellischen Geist in Ann Arbor in die Praxis umgesetzt hatte, »und nun war die ganze Energie verpufft. Alle merkten das. Es war nicht mehr möglich, die Leute zu irgendwas zu motivieren.«

Davis erinnert sich noch daran, wie er John Lennons rebellische Interviews las und dachte, dass er es hier nicht nur mit einem verwandten Geist zu tun hatte, sondern mit jemandem, der der erlahmenden Antikriegsbewegung neues Leben einhauchen konnte: »Für mich war das ein ganz besonderer Augenblick. Denn das war ein Mensch, der mit den Beatles für eine ganze Generation stand und der Aussagen machte, die nicht bloß darauf hinausliefen, dass er irgendwie für den Frieden war. Das war jemand, der erklärte: ›Ich bin ein Aktivist, ich bin bereit, mich euch anzuschließen.«

Lennon kam in einer schwierigen Zeit nach Amerika. Tausende waren verhaftet, Angehörige der Protestbewegung waren getötet worden und gleichzeitig starben Tausende in Vietnam. Es gab also keinen Grund, sich zurückzulehnen. Im Gegenteil, man reihte sich ein. Man machte klar, dass man sich aktiv einbringen wollte. Lennon hatte sich nie als politisch angesehen, aber vielleicht hatten sich die Zeiten ja geändert. In einem Interview mit der alternativen *Los Angeles Free Press* erklärte er, dass er erst vor kurzem verstanden hätte, welche Rolle er spielen könnte.

»Ich würde nicht sagen, dass ich die Politik aufgegeben hatte«, sagte er dazu.⁹ »Ich hatte ja nie wirklich mit Politik zu tun. Das, was ich tue – oder das, was alle Menschen tun –, ist ja immer etwas Politisches. Jedes Statement, das man abgibt, ist ein politisches Statement. Alles,

was aufgenommen wird, sogar dein Lebensstil, ist ein politisches Statement.«

Die Protestbewegung befand sich am Scheideweg: Waren der Geist und die Leidenschaft, die von der Bürgerrechtsbewegung angefacht worden waren, am Ende? Davis ertappte sich dabei, wie er nostalgisch ins Schwärmen geriet, wenn er an die heldenhaften Anfänge des Kampfes dachte. Alles hatte begonnen, als vier schwarze Studenten sich in ein Woolworth-Diner setzten, das »nur für Weiße« reserviert war. Anschließend kam es zu einem sechsmonatigen Boykott des Ladens ... und damit war der Widerstandsgeist einer ganzen Dekade geboren.

»Allen und vor allem mir war klar, dass dieses riesige Ding, das 1960 vor einem Imbissstresen in Greensboro, North Carolina, begonnen hatte, inzwischen zu einem historischen Ereignis geworden war«, sagte Davis. »Und dass es jetzt damit zu Ende ging.«

Wirklich? Für Davis und Rubin weckte John Lennons Anwesenheit neue Hoffnungen. Rubin brauchte etwas, womit er seine Glaubwürdigkeit wiederherstellen konnte, nicht nur gegenüber der amerikanischen Gesellschaft, sondern auch gegenüber der Protestbewegung. In gewisser Weise befand er sich in einer ähnlichen Situation wie Lennon – er machte sich Gedanken über seine Zukunft und war sich nicht sicher, ob er schon genug geleistet hatte. Gegenüber dem *Rolling Stone* erklärte Rubin, er hätte starke Zweifel, was seine eigene Zukunft und die der Bewegung betraf.¹⁰

»Alle um mich herum waren deprimiert und verunsichert«, erklärte Rubin später. »Alle machten alles nur noch schlecht ... und verwarfen unsere gesamte Geschichte.«

Doch nun war John Lennon nach New York gekommen und präsentierte Rubin die heiß ersehnte Gelegenheit, das Steuer herumzuwerfen, und diese Gelegenheit wollte er nicht verpassen. Ohne weiter darüber nachzudenken, rief er bei Apple Records an und war völlig überrascht, als Yoko sich tatsächlich zurückmeldete. Rubins und Hoffmans erste Begegnung mit John und Yoko fand unter dem Triumphbogen am nördlichen Ende des Washington Square Parks statt. Lennon trug Turnschuhe mit aufgedruckter US-Fahne, Yoko war ganz in Schwarz. Nach einer aufgeregten Begrüßung verließen sie den Park und verbrachten einige Stunden in Hoffmans Wohnung. Rubin sagte den beiden, dass er ihre Bed-ins für den Frieden großartig fand, nicht

zuletzt, weil sie seinen eigenen politischen Aktionen ähnelten. John und Yoko bezeichneten Hoffman und Rubin als wahre Künstler. Die beiden Radikalen wiederum sahen in Lennon eine neue Form des politischen Aktivisten.

Rubin fragte immer wieder nach, was Lennon denn tun wolle. Lennon sagte, er wolle sich einbringen. Er wolle eine Band zusammenstellen, Musik machen »und das ganze Geld den Leuten wieder zurückgeben«. Er wolle seinen Beitrag leisten und seine Musik in den Dienst der Bewegung stellen. Er erklärte, er hätte die Absicht, »Lieder für die Revolution zu komponieren«. Damit wollte er dann auf Tournee gehen und den Geist des Aufbruchs schüren.

»Ich möchte politisch aktiv werden, die Leute radikalisieren und all das«, sagte Lennon. »Und das wäre die beste Methode ... mit einer wirklich abgedrehten Show auf Tour zu gehen, mit einer mobilen, politischen Rock-and-Roll-Show.«

Wäre er noch in London gewesen, er hätte alle nötigen Kontakte dafür gehabt, nachdem er sich, wenn auch noch zögerlich, der linken Bewegung in Großbritannien etwas angenähert hatte. In Amerika aber brauchte er Leute, die ihn mit den richtigen Themen bekannt machten. Rubin, der Anführer der Yippie-Bewegung, sollte ihm erklären, wie linksradikale Politik nach Yankee-Art funktionierte. Von ihm wollte Lennon eine Vision geliefert bekommen, die ihn von all den zahllosen Träumern und Spinnern in Greenwich Village unterschied, die dem Ex-Beatle auf die Pelle rückten und seine Freundschaft und sein Vertrauen gewinnen wollten.

Ein Thema interessierte Lennon besonders: das Schicksal von Rubins Freund John Sinclair aus Detroit, der wegen des Besitzes von Marihuana zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Allgemein ging man davon aus, dass die Höhe der Strafe weniger mit dem Gras, als mit seinem politischen Engagement zu tun hatte.

Zehn Jahre bloß wegen zwei lausiger Joints! Das allein war schon Grund genug, sich der Sache anzunehmen. Darüber hinaus lief es in Lennons Augen auf eine direkte Aktion hinaus: Schnapp dir deine Gitarre, flieg nach Michigan, bring dich ein und animiere die Leute im Publikum dazu, nicht bloß zu jubeln, sondern was zu tun.

»Wir wollen, dass die Zuhörer wirklich teilnehmen und nicht nur einen Gott auf der Bühne anhimmeln«, sagte Lennon dem französi-

schen Fernsehreporter Jean-François Vallee, der Anfang Dezember einen Tag in der Bank Street verbrachte, um zu filmen, wie John, Yoko und Jerry Rubin sich im Bett über alles Mögliche unterhielten.¹¹ Lennon beschrieb ihm seine Vision eines politisch motivierten Konzertes, bei dem es nicht um die Beweihräucherung eines Superstars ging, sondern bei dem die Musiker und ihr Publikum zu einer Einheit verschmolzen.

Genau das war ja das Problem mit den Beatles gewesen, als sie zum letzten Mal versucht hatten, vor einem Publikum aufzutreten – und wer weiß, was passieren würde, wenn alle vier erneut auf die Bühne gingen. »Ich bin immer noch zuallererst Musiker«, sagte Lennon, vielleicht mit etwas Wehmut im Herzen, weil jetzt ein neues Kapitel seiner Karriere begann. Einerseits wollte er wirklich nur ein ganz normaler Musiker sein, ohne das Superstar-Brimborium. Andererseits aber wollte er mit den Songs, die er schrieb, und mit seinen Auftritten etwas erreichen, dass alles übertraf, was er als Mitglied einer Band geschafft hatte – sogar wenn diese Band zufälligerweise die Beatles gewesen waren.

»Als Person habe ich noch immer viel Einfluss. Ich kann jederzeit die Medien für mich interessieren ... wegen der Beatles«, sagte Lennon. »Jetzt kommt es darauf an, den Leuten klarzumachen, dass wir die Hoffnung nicht aufgeben dürfen. Es gibt immer noch eine Menge zu tun, und wir müssen jetzt losgehen und das Denken in den Köpfen verändern. Wir können etwas bewirken! Das alles ist doch nicht vorbei, nur weil Flower Power nicht funktioniert hat. Jetzt geht es erst richtig los.«

Lennon glaubte, er hätte genau das gefunden, wonach er gesucht hatte, als er Großbritannien verließ. Jetzt hatte er die Gelegenheit, sich einer Bewegung anzuschließen, mit seiner Gitarre und seiner Persönlichkeit.

* * *